

gen, für diese Welt leben, in ihr hoffen. Und sie wandten sich gegen eine griesgrämige, unzeitgemäße Religion, indem sie den ungeheuren Mut hatten, das geschriebene Gotteswort für ihre Zeit in Jahrhunderten weiter zu entwickeln. In diesem Sinne rufen wir noch einmal unsere Definition der pharisäischen Bewegung in Erinnerung:

Es gab nur wenige allgemein anerkannte Glaubenssätze; innerhalb dieses Rahmens herrschte umfassende Denk- und Lehrfreiheit. Gott galt als Wirklichkeit, die Offenbarung als Tatsache, die Thora als Richtschnur, die Hoffnung auf Erlösung als Erwartung für die Zukunft.

9 Die antiken Synagogen in Israel von Frowald Hüttenmeister und Gottfried Reeg*

Buchbericht von Dr. Michael Krupp, Beauftragter der Evangelischen Kirche Berlin für das ökumenische Gespräch zwischen Christen, Juden und Moslems in Jerusalem

Palästina hat viele Ruinen hinterlassen, von dem mächtigem Stadtturm in Jericho, einem der ältesten Bauwerke der Welt überhaupt, bis zu den gigantischen Festungen der Kreuzfahrer und den monumentalen Stadtmauern der Türken. Israels Geschichte hat sich tief in die Archäologie dieses Landes eingegraben von den starken Stadtmauern in Samaria und Megiddo bis zu den Prunkbauten des Herodes in Hebron, Massada und dem Tempelplatz in Jerusalem, der nach den neuen Ausgrabungen noch gewaltiger wirkt. Die Schönheit jüdischer Kultur und Kunst, die Kraft des jüdischen Genius aber spricht aus den Ruinen der Synagogen, aus den wie Marmor glänzenden behauenen Steinen in Kapernaum, den schwarzen Basaltgesichtern und Ornamenten in Korazin, Kunstwerke, in denen sich griechische Schönheit mit orientalischer Phantasie, architektonische strenge Form mit der Tiefgründigkeit jüdischer Symbolik verbindet. Diese Symbiose hellenischen und jüdischen Geistes begegnet auch in den späten Mosaiken wie in Beit Alfa, Na'aran oder Gaza, wo sich der Weltkreis der Sternbilder friedlich vereint mit biblischen Szenen wie der Opferung Isaaks unter dem Schirm der siebenarmigen Leuchter, des Toraschreins und der Löwen von Juda. Das Erstaunliche ist, dass diese erste Blütezeit einer eigenen jüdischen Kunst, in ihrer Eigenart und Schönheit auch in späterer Zeit kaum erreicht, in eine Zeit fällt, die als der Anfang der Vertreibung dieses Volkes aus seinem Land gilt, in die Zeit nach der Zerstörung des Tempels und des Bar-Kochba-Aufstandes bis zur Eroberung des Landes durch den Islam.

Vor 60 Jahren hatten die beiden deutschen Gelehrten Kohl und Watzinger in ihrem Werk »Antike Synagogen in Galiläa« die vielen Einzelbeobachtungen Reisender und Forscher des 19. Jahrhunderts durch eigene Grabungen überprüft und in einem ersten globalen Werk zusammengefasst. Dass dieses Buch nur Galiläa im Titel nennt liegt daran, dass Synagogen ausserhalb Galiläas (im weiteren Sinne) damals nicht bekannt waren. Dieses Buch hat die Forschung und systematische Suche nach Synagogen angefangen. Besonders aber die Rückkehr des jüdischen Volkes in sein Land, das Interesse der jüdischen Siedler an der Geschichte ihrer Väter in diesem Land, die einsetzende Bautätigkeit, die verstärkte landschaftliche

Nutzung des Landes hat eine Fülle von neuen Synagogenfunden, von Ruinen und Ruinentteilen, wie Türstürzen, Giebelverzierungen und Kapitellen mit jüdischen Symbolen ans Tageslicht gebracht, dass es erstaunt, dass es niemand in dieser ganzen Zeit unternommen hat, einen neuen Corpus der antiken Synagogen Palästinas herauszubringen.

Als Vorarbeit zu einem solchen Corpus ist das hier zu beschreibende Werk von Hüttenmeister und Reeg anzusehen. Es ist entstanden als Beiheft zum Tübinger Atlas des Vorderen Orients, als Beiheft zur Karte B VI 18 mit dem Thema »Synagogen, Lehrhäuser und Gerichtshöfe«. Die Arbeit umfasst das ganze zur Zeit auffindbare archäologische und literarische Material über die Synagogen Palästinas von ihrer Anfangszeit bis zur islamischen Eroberung des Landes. Man wird den Autoren bescheinigen müssen, dass sie sich an ihr Versprechen gehalten haben, so kurz wie möglich die archäologische Situation mit ihren Hauptproblemen und Lösungsversuchen widerzugeben sowie das literarische Quellenmaterial im Original und deutscher Übersetzung mit den lediglich notwendigen Erläuterungen zusammenzustellen. Dass dieses »Beiheft« dann doch auf 750 Seiten angeschwollen ist und dann in zwei Bände unterteilt werden musste, liegt an der Fülle des inzwischen vorhandenen besonders archäologischen Materials.

Als Orientierung für den Leser ist beiden Teilen, dem jüdischen wie dem samaritanischen, eine kurze Einführung in das Problem und den Sachverhalt vorangestellt. Hüttenmeister, der im wesentlichen den ersten Teil erstellt hat, schreibt zuerst über die Problematik der Anfänge der Institution Synagoge, die literarisch nicht nur im Ausland, sondern auch in Palästina schon zur Zeit des 2. Tempels belegt ist. Dass sich trotzdem so wenig archäologische Belege (die Theodotos-Inschrift in Jerusalem und die Gebäudereste auf dem Herodion und der Massada) für diese frühe Zeit finden, lässt vermuten, dass sich äusserlich das Gebäude der Synagoge wenig von einem Privathaus unterschied. Die beiden Bauten auf dem Herodion und der Massada weisen nur durch Bankreihen am Rande auf Versammlungsort hin, jüdische Symbole oder eine besondere architektonische Verzierung finden sich noch nicht, erst Schriftfunde in Massada lassen mit Sicherheit auf eine Synagoge schliessen. Erst in der Zeit nach dem Bar-Kochba-Krieg, ab dem späten 2. nachchristlichen Jahrhundert, lassen sich dann die anderen Synagogen historisch einordnen. Hüttenmeister weist auf die drei Grundtypen der Synagogenbauten

* Frowald Hüttenmeister / Gottfried Reeg (Institutum Judaicum der Universität Tübingen): Die antiken Synagogen in Israel. Teil 1: Die jüdischen Synagogen, Lehrhäuser und Gerichtshöfe. Teil 2: Die samaritanischen Synagogen. s. u. S. 144.

hin, die sich zeitlich bis zur islamischen Eroberung abgelöst haben. Die frühen Synagogen, besonders in Galiläa und im Golan, bestehen aus einem Langhaus mit den Eingängen, in der Regel ein Haupteingang in der Mitte mit zwei Nebeneingängen links und rechts, die nach Jerusalem orientiert sind. Da die Gemeinde in die Richtung nach Jerusalem zu beten pflegte, hat sie sich also zum Eingang hin umgewendet; am Haupteingang, der vermutlich gar nicht als Eingang benutzt wurde, stand der tragbare oder fahrbare Toraschrein (vgl. die Abbildungen z. B. in Kapernaum). Der spätere Typ, ab dem 3./4. Jahrhundert, ist ein Längshaus mit dem Eingang oder den Eingängen durch eine der Seitenwände, wobei die Gemeinde in Richtung der Längswand betete, die nach Jerusalem gerichtet war. Diesen Typ vertritt z. B. die Synagoge von Estamoa südlich von Hebron. In den Synagogen dieses Typs finden sich schon vereinzelt Mosaiken, der Hauptschmuck dieser Synagogen ist aber, wie der des früheren Typs, die prunkvolle Ausschmückung der Aussenfassaden, vor allem der Eingänge, der Fenstergesimse und der Friese in Höhe der (Frauen-)Empore. Dieses Bild ändert sich beim Aufkommen des dritten Typs. Verwandt mit den christlichen Kirchen sind diese Synagogen in der Basilikaform gebaut, meist dreischiffig mit einer Apsis in Richtung Jerusalem, in der der festeingebaute Toraschrank untergebracht war mit dem Toralesepult (Bema) davor. Die Hauptpracht ist nun ganz innen: die herrlichen Fussbödenmosaiken. Beit Alfa ist wohl das bekannteste und besterhaltene Beispiel für diesen Typ. Aber andere Synagogen haben in ihrer Pracht Beit Alfa nicht nachgestanden, wie die Synagogen von Hamat Tiberias südlich der Quellen, Hamat Gader im Norden, Gaza, Na'aran und H. Susiya im Süden. In späterer Zeit tritt dann der Bilderreichtum zurück und macht geometrischen Mustern und reinen Symbolen Platz, wie es sehr schön die Synagoge von Jericho veranschaulicht.

Das Buch behandelt dann in alphabetischer Reihenfolge einen jeden Ort, der in der Literatur bisher als Synagoge angesehen wurde oder von dem die Verfasser annehmen, dass es sich um eine Synagoge handeln könnte. Zuerst wird die genaue Lage durch die Koordinaten angegeben. Es folgt eine Signatur, die besagt, ob es sich archäologisch oder literarisch sicher oder unsicher um eine Synagoge handelt. Fehlt eine solche Signatur, so gehen die Verfasser davon aus, dass die entsprechende Literatur zu unrecht von einer Synagoge schreibt. Es folgt dann eine sehr genaue Literaturliste, die alles Material vom Ende des vorigen Jahrhunderts an berücksichtigt. Dann folgt der archäologische Befund, wobei besonders die Anlage und Ausrichtung des Gebäudes beschrieben wird, falls ein solches auffindbar ist. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf der Beschreibung der Einzelfunde, die auf eine Synagoge hinweisen, wobei die Inschriften, soweit veröffentlicht oder die Veröffentlichung vom israelischen Department of Antiquities gestattet wurde, im Urtext, meist Aramäisch, seltener Griechisch und Hebräisch, und in Übersetzung wiedergegeben wird. Bei schwer lesbaren Texten werden die wichtigsten Deutungsversuche aus der Literatur mitgeteilt.

Im Anschluss daran folgt der literarische Befund, wobei die gesamte Rabbinische Literatur bis zum frühen Mittelalter berücksichtigt wird sowie das Neue Testament, Josephus, die Kirchenväter und arabische Historiker. Auch hier wird jeweils das Original, danach die deutsche Übersetzung gebracht.

Zur Kritik ist zu sagen, dass die Bewertung in der Signa-

tur manchmal willkürlich erscheint. So ist zum Beispiel zu fragen, warum die Synagoge in Peqicin (Galiläa) als archäologisch sicher eingestuft wird, obwohl sich nur wenige alte Steine in einer noch heute stehenden Synagoge finden, über deren Herkunft nichts bekannt ist, und Sanabir im Golan überhaupt keine Signatur erhält, obwohl dort ein Basaltstein mit einer siebenarmigen Menorah und einer für Synagogen typischen Aschenschaukel (Machta) gefunden wurde. Ein solcher Ort sollte zumindest die Signatur: »archäologisch unsicher« erhalten.

Diese Willkür ist aber durchaus Ausnahme in diesem sorgfältig gearbeiteten Werk, das gerade durch diese Sorgfalt und genaue Analyse der gesamten vorhandenen Literatur sofort nach Erscheinen allgemeine Anerkennung in den Fachkreisen gefunden hat. Das grösste Verdienst aber des Verfassers, und dies trifft für beide Teile des Buches zu, ist die sorgfältige Nachprüfung vor Ort aller Ergebnisse in einem dreimonatigen Survey. Sehr viele dieser Orte sind nur sehr schwer zugänglich und weit abgelegen, einige Orte gelten zum Teil als unauffindbar; so wird z. B. in neuerer israelischer Literatur über das von Kohl/Watzinger veröffentlichte Ed-Dike im Golan gesagt, dass die Ruinen dieses Ortes mit den wertvollen Steinen heute verschwunden sind. Nach sorgfältiger Nachprüfung mit Hilfe einheimischer Archäologen gelang es dem Expeditionsteam, den Ort wiederzufinden, zum höchsten Erstaunen in genau derselben Weise, wie Kohl/Watzinger ihn beschrieben hatten mit den meisten dort abgebildeten Steinen. Bei dieser Expedition kam auch einiges neue Material, bisher nicht veröffentlicht oder bisher unbekannt, zutage. In Butmia entdeckte das Team einen Stein mit einem zehn(sic!)armigen Leuchter auf einem dreibeinigen Podest, rechts und links flankiert von Granatäpfeln (und nicht, wie die Verfasser vermuten »je einen Etrog«), den alle Vorgänger bisher übersehen hatten, der aber ein sicherer Beweis, zwar noch nicht für eine Synagoge, so doch für eine jüdische Besiedlung dieses Ortes etwas ausserhalb des allgemeinen jüdischen Siedlungsraumes im Golan ist.

Durch eine genaue Nachprüfung konnte endlich eine ganze Reihe (über 50!) Orte aus der Liste der Orte ausgeschieden werden, für die man bisher Synagogen angenommen hatte, weil die Funde, die z. T. von einzelnen Forschern als typisch für Synagogen bezeichnet wurden, für diese Beweisführung nicht ausreichten.

Weit geringer an Umfang ist der zweite Teil, der die samaritanischen Synagogen zum Thema hat. Dies liegt an der Spärlichkeit des Materials. Der Verfasser dieses Teiles, Reeg, entscheidet sich mit guten Gründen nur für drei Orte, in denen eine samaritanische Synagoge archäologisch ganz gesichert ist (leider ist dies an der samaritanischen Karte, im Gegensatz zu den jüdischen, nicht ersichtlich). An archäologischen Hinweisen auf samaritanische Synagogen zählt Reeg zehn auf. Besonders bemerkenswert ist die Einleitung zu diesem Teil, die umfangreicher ist als die zum jüdischen Teil, ganz unproportioniert zu der relativ geringen Fülle des Materials. Allerdings ist auch die Diskussion über die samaritanischen Synagogen weit schwieriger. Sie wurden viel weniger erforscht, in der Ausrichtung und in der Bauweise sind sie viel weniger genau (auf den Garizim) orientiert oder nach Typen unterscheidbar als die jüdischen. Die Symbolik unterscheidet sich kaum von der jüdischen, so dass es manchmal schwerfällt, zu entscheiden, ob es sich um eine jüdische oder samaritanische Synagoge handelt. In der Mosaikaus schmückung scheinen die

samaritanischen Synagogen ärmer zu sein als die jüdischen, aber auch das ist auf Grund des wenigen Materials nur eine Vermutung. Die Inschriften sind deshalb noch der verlässlichste Hinweis, zumindest ist dann deutlich, dass es sich um ein samaritanisches Gebäude handelt. Da aber biblische Texte und Texte mit Segenssprüchen auch in Privathäusern denkbar sind, ist ein endgültiger Beweis durch die Auffindung einer Inschrift im Gegensatz zu den jüdischen Synagogen auch wohl nicht erbracht. Dieser Teil ist angebracht, die Erforschung der samaritanischen Synagogen ein grosses Stück weitergeführt zu haben, wenn auch eine endgültige Klä-

rung erst von weiteren Funden in der Zukunft zu erwarten ist.

Das hier besprochene Buch ist ein Standardwerk der modernen Synagogenforschung und so unentbehrlich für jeden, der sich mit dem Judentum dieser Zeit befasst. Es wäre zu wünschen, dass bei einer Neuherausgabe dieses Werkes ein schöneres Äusseres im Druckbild gewählt werden könnte (die Druckvorlagen wurden mit einer Kugelschreibmaschine erstellt). Ein wichtiger Schritt in Richtung auf ein neues Corpus Synagogarum Palaestinsium wäre die zusätzliche Veröffentlichung eines Bildbandes.

10 Der Architekt der Versöhnung*

Erinnerungen an Franz Böhm

Von Dr. Moshe Tavor, Jerusalem

Wir danken Herrn Dr. Tavor besonders, dass dieser Beitrag hier stehen darf. Damit möchten wir zugleich im Gedenken an Herrn Prof. Böhm den Ausdruck unserer bleibenden tiefen Verehrung und der Dankbarkeit zum Ausdruck bringen für seine nimmermüde Bereitschaft und seinen kostbaren Rat, wenn immer es sich um Einsatz in diesen Anliegen handelte (Gertrud Luckner).

Ein kleiner und mit dem Vergehen der Jahrzehnte immer kleiner werdender Kreis von Menschen in Israel hat sich Franz Böhm verbunden gefühlt, den Gelehrten und Politiker, der am 26. September im 83. Lebensjahr verstorben ist und am Montag [3. 10.] auf dem Frankfurter Hauptfriedhof begraben wurde. Ältere und jüngere Lehrer und Schüler wussten seit Wochen, dass Franz Böhm schwer krank war, aber sie konnten nicht ahnen, wie bald er am Ende des Weges angekommen sein würde. Vor ihrem geistigen Auge stand immer der imposante und vollendete Mensch, der Gelehrte, der Gebildete, der Mann von angeborenem geistigem Adel, der nicht durch Hoheitsakte verliehen werden kann, der deutsche Professor im besten Sinn des Wortes, wie sich ihn gerade ein nicht in Deutschland gebürtiger und nicht im früheren Deutschland erzogener ehemaliger Universitätshörer vorzustellen pflegte: übersprudelndes, umfassendes Wissen, das den im Wesen so trockenen Fachbereich der beruflichen Kenntnisse auf Schritt und Tritt sprengte, ein Mann, von dem in jedem und sei es noch so kurzen Gespräch viel gelernt werden konnte.

Gegen das NS-Regime

Zu dem Bild, das man sich dann im Laufe der Zeit allmählich selber machte, passte eigentlich alles, was man über den frühen Böhm erfahren hatte. Der Widerstand gegen das NS-Regime, den der Schwiegersohn der Ricarda Huch bewies, die der Preussischen Akademie der Künste 1933 angeekelt den Rücken kehrte, Böhms Haltung im Krieg und nach dem Krieg, von der man zum Beispiel aus seinen Artikeln in der »Gegenwart« aus dem Jahre 1950 einiges erfuhr (»Der Antisemitismus und die Deutschen« und seine einige Wochen später erschienene scharfe und doch vornehme Antwort auf die in der Redaktion eingetroffenen Leserbriefe).

Dies waren alles in allem wichtige Hinweise. Auch die

* Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers und der Schriftleitung entnommen der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« vom 5. 10. 1977 (Titel: »Der Architekt des Vertrages mit Israel«). (Anm. d. Red. d. FR.)

Rede, die er als Rektor der Frankfurter Universität 1949 bei der Eröffnung des Internationalen Gelehrtenkongresses, des ersten seiner Art im besiegten und zerstörten Nachkriegsdeutschland, zeigte jemanden, der wie der Schreiber dieser Zeilen Böhm erst einige Jahre später kennenlernte, die geistige und moralische Autorität, die hier zum Sprecher seines Volkes geworden war.

Dass er 1952 zum Leiter der deutschen Delegation gewählt wurde, die im holländischen Wassenaar die Verhandlungen mit der israelischen Abordnung führte, war nur eine logische Folgerung, die man in Bonn aus den Qualitäten dieser Persönlichkeit zog. Eine Frankfurter Ex-Magnifizienz (Professor Hallstein) schlug eine andere Frankfurter Ex-Magnifizienz dem Bundeskanzler Adenauer für eine Aufgabe von historischer Dimension vor, für die Verhandlungen über die Wiedergutmachung an Israel und das jüdische Volk.

Böhm erzählte später mit dem Sinn für Humor, der ihn neben allen anderen Gaben auszeichnete, gerne und häufig, zuweilen spitzbübisch lächelnd, wie Adenauer aus seiner reservierten, kühlen Haltung Hochschullehrern gegenüber niemals ein Hehl gemacht habe. Er habe genug von dieser Sorte im Bundestag und in seiner nächsten Umgebung, räsonierte der Alte: ausser Hallstein und Böhm zum Beispiel auch noch Carstens und Carlo Schmid.

Doch für Böhm als Delegationsvorsitzenden entschied er sich offenbar sehr rasch. Während der Verhandlungen gab es manche Krisen, die Böhm bei Adenauer allein oder mit anderen ausbügeln konnte¹. Küster, der kämpferische Schwabe, Böhms Kollege im Vorsitz der deutschen Delegation, konnte freilich auch von Adenauer nicht gehalten werden, als er wegen der Summe der deutschen Wiedergutmachungsleistungen mit dem peinlich sparsamen Bundesfinanzminister Schäffer, dem Erfinder und Hüter des Julisturmes, hart zusammengestossen war. Küster schlug die Tür hinter sich zu², doch in der Sache selbst unterlag Schäffer.

In Wassenaar sassen die beiden Delegationen einander zunächst steif und in eisiger Kälte gegenüber. Man sprach

¹ Vgl. dazu: Der Wiedergutmachungsvertrag und die arabischen Staaten. Rundfunksendung von Prof. Dr. Franz Böhm vom 18. 11. 1952. In: FR V/1952/53, Nr. 19/20, S. 11 ff.

² Vgl. dazu: Das Recht zu sühnen. Rechtsgrundsätzliches zum arabischen Einspruch gegen das Israel-Abkommen, Rundfunkrede von Rechtsanwalt Dr. Otto Küster vom 17. 11. 1952, a. a. O. S. 11.